

Ohne Respekt ist Toleranz wertlos – Verstoß gegen Würde und Selbstbestimmung im pädagogischen Alltag

Islamischer Fundamentalismus und so genannte Ehrenmorde haben in Deutschland die Diskussion um Konflikte zwischen Menschenrechten und kulturell-religiösen Normen wieder aufleben lassen. Wertevermittlung in den Bildungsinstitutionen ist Thema geworden. Menschenrechtsverletzungen aber auf die Problematik kultureller Differenz zu reduzieren, wäre grundlegend falsch. Verletzung von Würde beginnt bereits bei Mangel an Respekt. Das Einsteigen für Menschenrechte ist ein Lernprozess. Menschenrechtsbildung darf deshalb nicht bloß Thema im Unterricht oder eines Aktionstages sein. Sie verlangt von allen Beteiligten weitaus mehr.

Berlin im Februar 2005: Hatun Aynur Sürücü wird auf offener Straße ermordet. Die mutmaßlichen Täter: ihre drei Brüder. Die junge Türkin wurde getötet, weil sie sich von ihrem Mann, mit dem die Familie sie zwangsverheiratet hatte, getrennt und eine Ausbildung gemacht hat. Kurzum, „weil sie wie eine Deutsche lebte“. Diese Begründung hat Klaus S.* in den Tagen nach der Tat von einigen seiner Schüler zu hören bekommen. „Es sind die Jungs, die meinen, die angeblich verletzte Ehre rächen zu müssen“, erklärt der Lebenskunde- und Biologielehrer. Die Sozialwissenschaftlerin Necla Kelek** spitzte es unlängst in einem Zeitungsinterview noch zu. Das Wertesystem in konservativen türkischen Familien schließe bei den Männern wirkliche Empathie für andere aus. Söhne empfänden nur gegenüber der Mutter so etwas wie Liebe. Gegenüber anderen Frauen gehe es ihnen vor allem um die Bewahrung der patriarchalischen Ordnung – mit allen Mitteln!

Klaus S. weiß, wovon Necla Kelek spricht. Viele seiner Schüler stammen aus arabischen und türkischen Familien und bei seinen Besuchen dort stößt er immer wieder auf das gleiche Bild: auf eine Geschlechtertrennung, die Mädchen vom Grundrecht auf Bildung ausschließt. „Mädchen sollen heiraten, Kinder kriegen – Schulbildung stört da nur“, fasst der Hauptschullehrer die vorherrschende Meinung der Familienväter zusammen. „Nicht alle denken so“, betont er, aber die „Fundamentalisten“ prägten mittlerweile das Bild an seiner Schule.

Das gehe sogar so weit, dass die Vernunft auf der Strecke bleibt, klagt Klaus S. und erzählt von einem libanesischen Geschwisterpaar. „Der Junge wird nicht einmal den einfachen Hauptschulabschluss schaffen. Doch seine Eltern erwarten von ihm die Mittlere Reife. Seine Schwester dagegen ist hochintelligent, daheim führt sie den Haushalt, kümmert sich um die kleineren Geschwister. Ihre Hausaufgaben macht sie, nachdem sie die Hausarbeit erledigt hat – spät in der Nacht am Küchentisch.“

Integration verschlafen

Der Ehrgeiz des Mädchens wird sich nicht lohnen, ist sich Klaus S. sicher. Sie fehlt immer häufiger. Ermahnungen, der Verweis auf die Schulpflicht und selbst Drohungen beeindruckten die Eltern nicht. Dabei sei die junge Libanesin noch die Ausnahme. Viele muslimische Schülerinnen würden selbst der Schulbildung keinen großen Wert beimessen. „In Sachen Integration haben wir rund 20 Jahre lang geschlafen“, meint Klaus S. bitter. Ausländische Eltern würden Elternabend nicht nur aus Scham ob ihrer schlechten Deutschkenntnisse und aus Angst vor Diskriminierung fern bleiben. „Viele tun dies, weil sie unser Wertesystem ablehnen. Toleranz ist für sie ein Schimpfwort.“

Für Axel Westheide ist dies keine neue Erkenntnis. Er hat seine Lehren daraus gezogen. „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Der Deutschlehrer sagt diesen Satz, als wäre es der selbstverständlichste der Welt. Aber er sagt auch dies: „Schüler brauchen einen Chef und wir Lehrer sind ihre Chefs.“ Wie beides zusammenpasst? „Ganz einfach“, sagt er. „Wir sind die Erwachsenen und erwarten, dass uns Respekt entgegengebracht wird. Aber wir müssen den Kindern und Jugendlichen genauso mit Respekt begegnen. Gegenseitiger Respekt ist vielleicht das Wichtigste, was man in der Schule lernen kann.“ Zugespitzt formuliert: Ohne Respekt ist Toleranz wertlos! (1)

Das klingt so einfach, doch so einfach ist das keineswegs an der Heinrich-von-Stephan-Oberschule in Berlin-Moabit, an der Westheide unterrichtet. Die Schule liegt in einem so genannten Problemkiez, die Arbeitslosigkeit ist hoch. An vielen Schulen geht die Polizei aus und ein. Auch an der Heinrich-Stephan-Oberschule war das jahrelang so. Unter der Situation litten Lehrer wie Schüler gleichermaßen. Am Ende gab die Schulleiterin nach einem Nervenzusammenbruch den Job auf.

Das ist lange her, die Schule hat sich mittlerweile zur Vorzeigeeinrichtung gemausert. 2003 wurde sie gar für ihr pädagogisches Konzept mit der Theodor-Heuss-Medaille ausgezeichnet. Hier lernen Haupt- und Realschüler gemeinsam, vor allem wird viel Wert auf Solidarität, Rücksichtnahme, aber auch auf Disziplin und Pünktlichkeit gelegt. „Menschenrechte müssen gelebt werden, kein Mensch darf beschämt werden, egal ob Schüler oder Lehrer“, sagt Axel Westheide. Wie er das in der Praxis umsetzt?

„Ich grüße jeden Schüler so lange, bis er mich auch grüßt.“ Das funktioniert? „Ja“, sagt er, „bislang hat noch jeder Jugendliche irgendwann zurückgegrüßt.“ Und sein Kollege Thomas Borchert betont, wie wichtig es ist, den Schülern zu zeigen, dass man sie als Person akzeptiert, auch wenn man ihre Einstellungen ablehnt. „Sympathie ist anstrengend“, betont Westheide und erzählt von einem Besuch eines Holocaust-Überlebenden in seiner Klasse. „Bevor der alte Mann mit seinem Vortrag beginnen konnte, wurde er von einem jungen Palästinenser mit Vorwürfen konfrontiert. Der Junge klagte über die Verfolgung der Palästinenser durch ‚die Juden‘. Der alte Mann blieb erstaunlich ruhig, sagte nur, dass er dem Schüler glaube, dass seine Familie viel gelitten habe und dass er das bedauere. ‚Aber ich bin hier, um die Leidensgeschichte meiner Familie zu erzählen und möchte, dass du mir zuhörst.‘ Der Junge habe zugehört. „Das war eine meiner besten Unterrichtsstunden“, sagt der Pädagoge rückblickend.

Den Jugendlichen das Eintreten für Menschenrechte zu vermitteln, ist nicht einfach, weiß Westheide, der seit 30 Jahren an der Schule unterrichtet. Denn trotz eines vorbildlichen pädagogischen Konzepts – die Schülerschaft ist und bleibt schwierig. „Die Schüler, die von der Grundschule kommen, haben manchmal zwei Jahre lang nicht mehr gelernt. Ihr Leistungsstand ist miserabel, ihr Selbstwertgefühl gleich Null“, berichtet Westheides Kollege Borchert. Fast die Hälfte der Schüler stammt aus Einwandererfamilien. Aus armen Einwandererfamilien, um genau zu sein.

Welt als Doppelmoral

Mangelndes Selbstwertgefühl, soziale und ethnische Ausgrenzung sind eine gefährliche Mischung, die ihrerseits Ressentiments erzeugt. „Rassismus von der anderen Seite“, nennen das die beiden Lehrer und berichten von Kolleginnen, denen von arabischstämmigen Jungs Sätze wie „von einer deutschen Frau lass’ ich mir nichts sagen“ entgegengeschleudert wurden. Ein klares „Nein, so nicht!“ sei in solchen Situationen besonders wichtig, unterstreichen Borchert und Westheide. „Schon verbalen Grenzüberschreitungen muss der Riegel vorgeschoben werden.“

„Gerade die arabisch- und türkischstämmigen Jungs sind es jedoch nicht gewohnt, dass man ihnen etwas verbietet“, sagt Helmut Wittmann. Die männlichen Jugendlichen hätten sich in einer Welt der Doppelmoral bequem eingerichtet, berichtet der Leiter der Jugendhilfestation Schöneberg des Berliner Jugendhilfevereins „Jugendwohnen im Kiez“. „Ab und an eine deutsche Freundin, das geht. Aber fürs Heiraten muss es eine Muslimin sein, schließlich muss eine Frau unbefleckt in die Ehe gehen“, beschreibt er die Wertvorstellungen junger Migranten, die er betreut. Doch Wittmann sieht die Schuld nicht allein bei den Einwanderern. „Das Festhalten an Traditionen ist auch eine Reaktion auf die täglich erlebte Ausgrenzung in unserer Gesellschaft und Ergebnis der Angst, die eigene Identität zu verlieren.“

Diese Angst ist nicht unberechtigt, meint Hassan Yanikoglu. Integration werde in Deutschland viel zu sehr als Einbahnstraße gesehen. „Von den Einwanderern werden Anpassung und ein perfektes Deutsch erwartet.“ Eine gute Integrationspolitik müsse jedoch den Migranten das Gefühl geben, gebraucht zu werden, „auch wenn sie die deutsche Grammatik nicht perfekt beherrschen“, betont der Kollege von Helmut Wittmann.

Selbst sein Hochschulabschluss in der Türkei habe ihn nicht davor bewahren können, in Deutschland erst einmal wieder bei Null anfangen zu müssen, erzählt Yanikoglu. „Ich habe den Uni-Abschluss noch einmal gemacht – und musste danach dennoch als Taxifahrer arbeiten.“ Bei Bewerbungsgesprächen hatte er immer das Gefühl, dass ihm seine lückenhaften Grammatikkenntnisse von Nachteil seien. „Man erwartet eigentlich Unmögliches von uns Migranten – wir sollen besser Deutsch können als so mancher, der Deutsch als Muttersprache hat.“

Ähnlich sieht das Klaus S. Jugendliche aus Einwandererfamilien hätten ein „feines Gespür“ dafür, wenn Pädagogen auf Werte wie Demokratie, Solidarität, Respekt in unserer Gesellschaft hinwiesen, sich selbst gegenüber diesen Werten aber indifferent verhielten oder sie sogar missachteten. Der Lehrer wundert sich daher auch nicht, dass es gerade junge Menschen mit Migrationshintergrund sind,

die ihr Heil in fundamentalistischen Wertesystemen suchen. „Die meinen hier das zu finden, was ihnen ihre Eltern und wir vermeintlich nicht geben können: Stärke, aber auch klare, eindeutige religiöse und politische Orientierungen. Die merken doch, wie inkonsequent und verlogen unsere Gesellschaft manchmal sich selbst gegenüber ist.“

Man braucht nicht lange zu suchen, um Beispiele für diese Analyse zu finden. Ein Blick an eine x-beliebige Schule in der sächsischen Provinz genügt. Hier gibt es keine Ausländer, die sich in Banden organisieren, Mitschülern das Handy klauen und ihre Schwestern einsperren.

Ortswechsel nach Sachsen

Hier werden Menschenrechte auf subtilere Art und Weise verletzt. „Es sind oftmals die Kinder der angesehenen Bürger, die Mitschüler mit Worten verletzen, ihnen täglich mit Drohungen zusetzen“, sagt Gabi K.*, früher Lehrerin an einem Gymnasium in einer Kleinstadt im Erzgebirge. Das mache die Aufklärung so schwierig. Die Täter verkörperten das Ideal vom braven, scheinbar folgsamen Kind. Die Opfer seien die Nicht-Angepassten, die z. B. eine andere politische Einstellung als die Mehrheit hätten, eine andere sexuelle Orientierung oder sich nur anders kleideten. „Oft sind wir die Letzten, die etwas merken“, sagt die Deutschlehrerin und erzählt von einer 13-Jährigen. Das Mädchen galt wegen seiner impulsiven, oft aufbrausenden Art unter den Mitschülern als schwierig, war wenig beliebt. Gabi K. merkte, dass das Mädchen sich zur Außenseiterin in der Klasse entwickelte. Als die Schülerin dann immer stiller wurde, versuchte die Lehrerin, der Sache auf den Grund zu gehen. Doch die Klasse mauerte und selbst die betroffene Schülerin schwieg. So konnte Gabi K. nur vermuten, dass irgendetwas nicht stimmte. Wie recht sie damit hatte, wusste sie, als die Eltern ihre Tochter von der Schule abmeldeten. „Dass ein Schüler still ist, kann allerdings vieles bedeuten“, erklärt Gabi K., „also verdrängen viele Kollegen oft das ungute Gefühl, dass sich dahinter möglicherweise eine menschliche Tragödie verbirgt.“ Zudem seien die Bedingungen, unter denen Lehrer auch an den Gymnasien arbeiten müssten, nicht gerade ideal, um die Sensibilität der Pädagogen für die Konflikte ihrer Schüler zu schärfen. „Wer von der Schulleitung oder der Schulbürokratie permanent Druck bekommt, stumpft mit der Zeit ab“, sagt Gabi K. „Da wird man leicht zum ‚Erfüllungslehrer‘, der nur noch seinen Lernstoff ‚durchzieht‘ und mittels Noten diszipliniert.“ Darunter leiden wiederum die Schüler, die dann diesen Leidensdruck an andere, vermeintlich Schwächere, weitergeben.

Gabi K. hat die Konsequenzen gezogen und ließ sich an eine Schule in einer Großstadt versetzen. Das Gefühl der Ohnmacht, dass sie nicht alles habe tun können, um sich selbst und ihre Schüler vor psychischen Verletzungen zu schützen, sei allerdings geblieben. „Das ist eine offene Wunde.“

Jürgen Amendt

Veröffentlicht in: Erziehung und Wissenschaft - Zeitschrift der Bildungsgewerkschaft GEW 2/2006 (www.gew.de)

Die Einstellung hier erfolgte nach Rücksprache mit der Redaktion der „Erziehung und Wissenschaft“ und Jürgen Amendt. Wir danken für deren freundliche Erlaubnis, dies hier nachlesen zu können. Jürgen Amendt ist Bildungsredakteur bei „Neues Deutschland“ (www.nd-online.de)

(1) *Anmerkung der NAGEL-Redaktion: Was übrigens schon Goethe behauptete!*